

Die Toten in der eigenen Biographie

Von: Klaus Dirschauer

Wer einem alt gewordenen Menschen begegnet, mag ihn mitunter auffallend in seiner eigenen Erinnerung lebend antreffen, hört ihn manchmal von und sogar mit längst Verstorbenen reden. Man sollte ihn nicht sogleich für verwirrt halten oder ihn gar für dement erklären. Die Alterserinnerung lässt offenbar die persönlichen Toten in der eigenen Biographie stärker hervortreten. Zur Lebensgeschichte gehört die eigene Thanatographie dazu. Schließlich sterben mit dem Erinnerungsträger auch die Menschen, die nur noch in ihm gelebt haben.

Das Toderleben des Kindes

Im Alter fand ich erst die Zeit, selbst dahinter zu kommen: In der Kriegskindheit hatte ich nur zu überleben und die Toten am Wege zurückzulassen. Erst heute bin ich mir bewusst, dass ich möglicherweise mit meinen Amtshandlungen auf Bremer Friedhöfen auch viele von diesen Toten am Wegesrand endlich begraben habe. Bin ich deswegen Pfarrer geworden?

Ich erinnere mich, dass meine Eltern und ich im Oktober 1945 in Neustrelitz an Typhus erkrankten und wir in der Wohnung der Mutter meiner Mutter von ihr lange gepflegt wurden. Die Ärztin führte mich eines Tages, als es mir selbst schon besser ging, an das Bett meiner Eltern, damit ich von ihnen für immer Abschied nehmen sollte. Gott sei Dank starben sie nicht, sie überlebten.

Der tägliche Tod

Im Krieg gehörten die Toten zum Kinderalltag dazu. Da sind die Phosphorbomben-Toten, die der Vierjährige nach den nächtlichen Bombenangriffen 1940 und 1941 auf den Bremer Westen auf dem Heimweg aus dem Bunker in den Straßen liegen gesehen hatte. Später waren es die Tierkadaver und Menschenleiber im Straßengraben auf dem Flüchtlingstreck, die der Achtjährige mit ansehen musste.

In seiner Geburtsstadt Neustrelitz sah der auf den Straßen stromernde Junge, wie sich junge Mütter – aus Angst vor den Russen, wie es hieß – zusammen mit ihren kleinen Kindern im nahe gelegenen Glambeker See das Leben nahmen. Erst vor ihrem Tode erzählte mir meine Mutter, dass es viele, ja, hunderte gewesen sein sollen, die den Rucksack voll Steine trugen, ihre Kinder umklammernd vom Ein-Meter-Brett in den Tod sprangen.

Er sah Volkssturmänner antreten, den »*Heimatboden des Deutschen Reiches*« zu verteidigen. Sie bauten an den Ausfallstraßen aus mächtigen Kiefernstämmen und weißem Sand Panzersperren. Diese alten Männer sollten die Hitler freundliche Garnisonsstadt verteidigen. Sie töteten und wurden getötet, bis die Russen schließlich Neustrelitz am 1. Mai 1945 einnahmen. Er sah auch, wie russische Soldaten von der Militärpolizei auf den Straßen standrechtlich erschossen wurden. Sie sollen Frauen vergewaltigt, gemordet und geplündert haben, sagten die Leute auf der Straße.

Erinnern, wiederholen, aufarbeiten

Abgesehen von den namenlosen Gesichtern und den Leibern der Toten meiner Kriegskindheit habe ich später meine persönlichen Tode fast alle mit den Füßen begehen und mir für die Toten auch die erforderliche Zeit der Trauer nehmen können. Bei manchen hat sich die Grablegung mit dem Grabgang lange wiederholt, wie nach der Beerdigung meiner Frau – der Mutter unserer Kinder. Dabei hat sich mit der Zeit ein bestimmtes Gedenkritual herausgebildet. Es beginnt mit dem Entschluss, auf den Friedhof

gehen zu wollen. Dazu gehören die unterschiedlichen Wegstrecken zu den Toten hin, der verweilende Besuch am Grab und ein Gedenken. Dieses geht den eigenen Empfindungen nach, gibt ihnen Raum, gibt und lässt Zeit, einen Psalm zu memorieren, ein Vaterunser für den Toten und für mich selbst zu beten. Schließlich die Rückkehr mit dem Toten, der in mir noch lebendig ist – und doch ohne ihn, ihn dort für immer zurücklassend – nach Hause in das Überleben dieses Todes.

Ein durchaus schmerzlicher Prozess. Ich habe die Toten in ihrer und meiner Lebenssituation einfach Gott überlassen, sie seiner Gnade anempfohlen und vermochte mir zumindest einzugestehen, dass sie bei ihm gut aufgehoben wären. Selbst wenn ich den agendarischen Satz gar nicht mochte, dass es »Gott gefallen hätte«, habe ich mich einfach an ihn gehalten. Dabei habe ich um ihren und meinen Lebensverlust zu trauern gelernt.

Zur Biographie gehört eine Thanatographie

Die Toten meiner Lebensgeschichte zwischen der apokalyptischen Grablosigkeit der Kriegszeit vieler und den persönlichen Gräbern der Nachkriegszeit einzelner Menschen sind zu einem wesentlichen Teil meiner Lebensgeschichte verwoben. Ich wundere mich, dass ich immer noch so fröhlich bin und die Melancholie mich nur zuweilen befällt.

Dass zu meiner Biographie meine Thanatographie gehört, ist für mich eine späte und notwendige Erkenntnis meiner emotionalen Erinnerung. Die Toten gehören zu den Lebenden, erscheint mir zunächst wie ein lapidarer Satz zu klingen, doch wie steht es mit dessen Umkehr? Gehören die Lebenden zu den Toten? Oder greift hier Jesu Ruf (Mt. 8,22): »Lass die Toten ihre Toten begraben?«

In der Nachkriegs-kindheit in Bremen starben mir die Schwester meines Vaters, 43jährig 1947 an Insulinmangel in Rehna, Mecklenburg, in der *Sowjetischen Besatzungszone (SBZ)* und die Mutter meiner Mutter, 71jährig 1954 in Neustrelitz in der *Deutschen Demokratischen Republik (DDR)*. Da wir Flüchtlinge waren, durften wir nicht zur Beerdigung. Erst 1956 erfuhren wir durch das Deutsche Rote Kreuz, dass das Grab des Schwagers meines Vaters, der bis dahin als vermisst galt, gefunden worden sei: Er war 1945 gefallen; wie für viele andere galt der 1. Mai als sein Todesdatum.

Der Kriegstod – (k)ein Schulthema?

Im Deutschunterricht meiner Nachkriegsschulzeit kamen die Gedichtszeilen von Paul Celan (*Todesfuge*: »wir schaufeln ein Grab in den Lüften da liegt man nicht eng«) und Nelly Sachs (»O die Schornsteine auf den sinnreich erdachten Wohnungen des Todes«) ebenso wenig vor, wie der Zweite Weltkrieg im Geschichtsunterricht. Auch nicht Wolfgang Borcherts Drama *Draußen vor der Tür*. Im Vorspiel dieses Schauspiels begegnen sich »der alte Mann, an den keiner mehr glaubt« und »der Beerdigungsunternehmer mit dem Schluckauf«, Gott, der um seine Kinder weint, und der Tod, an den die Menschen nun glauben: »Der Tod? – Du hast es gut! Du bist der neue Gott. An dich glauben sie. Dich lieben sie. Dich fürchten sie. Du bist unumstößlich. Dich kann keiner leugnen! Keiner lästern. Ja, du hast es gut. Du bist der neue Gott, Tod, aber du bist fett geworden. Dich hab ich doch ganz anders in Erinnerung. Viel magerer, dürrer, knochiger, du bist aber rund und fett und gut gelaunt. Der alte Tod sah immer so verhungert aus.«

Im Studium begegnete mir der Tod thematisch in der Lehre vom Menschen (Anthropologie), von Jesus Christus (Christologie) und von den letzten Dingen (Eschatologie), jedoch nur akademisch. Dabei saßen die kriegsverletzten älteren Semester, die ihr Studium nach dem Krieg wieder aufgenommen oder erst begonnen hatten, unter den Studienanfängern. Professoren, die den Holocaust glücklich überlebt hatten, sprachen das Auditorium als »das Volk der Richter und Henker« an.

In den Anfangsjahren meiner Ehe starben 1961 die beiden Großmütter meiner Frau in Bremen: Die 73jährige Mutter meiner Schwiegermutter, deren beide Söhne im Krieg gefallen waren, wurde morgens vor ihrem Bett tot aufgefunden. Die 77jährige Mutter meines Schwiegervaters ist von einem betrunkenen LKW-Fahrer auf einem Zebrastreifen überfahren worden. An Heiligabend 1968 starb mein 62jähriger Predigerseminarsdirektor in Berlin-Nikolassee auf dem Weg zum Gottesdienst, den er halten wollte. Abgesehen von dem Lebensende der Mutter meines Vaters, die zwei Jahre später 94jährig entschlief, ließ uns der Tod in unserer Verwandtschaft und Freundschaft eine Weile in Ruhe.

Todlose Zeit der Kasualien?

1964 ist mit den Amtshandlungen auf den Bremer Friedhöfen der berufsmäßige Umgang mit der Todeswiderfahrnis anderer Menschen in den Vordergrund getreten. Bei den Hausbesuchen stieß ich auf die postkartengroßen Soldatenbilder mit der schwarzen Schleife im oberen Winkel ihres Rahmens. Es war der Sohn, der Mann, der Verlobte, der Bruder, der Vater, der im Krieg gefallen war oder noch als vermisst galt. Ich hörte heraus, wie wichtig den Menschen das Grab dessen gewesen ist, um den sie trauerten, mochte es noch so unerreichbar erscheinen. 50 Jahre später diskutiert unsere Gesellschaft die Ort- und Grablosigkeit ihrer Toten.

Für die Bestattungspraxis galt der für Christen kernige Satz Christoph Blumhardts »*Wir sind Protestleute gegen den Tod.*« Später ist es der provokante Buchtitel von Ernst Lange gewesen: »*Nicht an den Tod glauben.*« Der Pfarrer hat in der Traueransprache zum Gedenken seines Schwagers am 3. Juli 1974 dessen Leben und Sterben mit seinen Todesreflexionen, die dieser veröffentlicht hatte, konfrontiert.

Im Jahre 1983 brach mein 74jähriger Schwiegervater auf der Straße tot zusammen – drei Monate vor seiner Goldenen Hochzeit. Im Jahr darauf starb mein Vater 78jährig während eines Urlaubs der Eltern auf Wangerooge in der Praxis des Inselarztes am Herzinfarkt. Die Glocken läuteten zum Sonntagsgottesdienst. In das Jahrzehnt fiel auch das bewusste Sterben meines 51jährigen Theologen-Freundes in Bad Krozingen, der Tod des 46jährigen Ehemannes meiner Mitarbeiterin in Stuhr, das rätselhafte Sterben meiner 16jährigen Nichte in Lilienthal.

Meine Schwiegermutter hielt im Februar 1993 beim Besuch ihres Sohnes in Nievenheim mit ihrem Sterben geradezu Hof und ließ ihre Kinder zur Anteilnahme anreisen. Im Juli desselben Jahres starb meine Frau jäh neben mir am frühen Morgen meines 57. Geburtstages in Prag – ihrer schlesischen Heimat nah. Drei Jahre später erst vermochte ich um sie zu trauern, als meine Mutter sich für ihr eigenes Sterben Zeit nahm. Der Pfarrer hatte damals wohl die Mutter unserer Kinder, nicht aber meine Frau begraben.

In dem Jahrzehnt starb wieder ein Freund in Berlin, 56jährig an Nierenversagen, die Schwester meines Vaters, 92jährig im Altenheim in Bremen. Vom Tode meines 67jährigen Bruders 1998 in Berlin habe ich nur durch einen Zufall erfahren. 1999 verstarb mein Doktorvater im 88. Lebensjahr in Marburg.

In die ersten Jahre des neuen Jahrtausends fallen die Tode weiterer Freunde: Der 73jährige Landwirt in Garmissen, der sich an einem heißen Sommertag beim Streichen der Gartenmöbel durch das Einatmen des Verdünnungsmittels vergiftete, der 28jährige Förster, den ein plötzlicher Herztod wie einen Baum fällte, der 89jährige Psychoanalytiker, der in Lübeck getrost seinem Lebensende entgegenschau; ähnlich der 78jährige Theologenfreund in Bremen. Eine Freundin meiner Frau, die gefasst ihrem Krebsod erlag, überraschte die im Gottesdienst um sie Trauernden mit einem liebevoll kritischen Nekrolog.

Wir gingen zur Trauerfeier des 82jährigen Landesrabbiners in Bremen, der später in Jerusalem beigesetzt worden ist. Ich fuhr zu dem 59jährigen sterbenden Freund nach Greifswald, zwei Jahre danach zu den erwachsenen Kindern, als die Mutter den Tod ihres Mannes nicht mehr zu ertragen

vermocht hatte. Ich reiste zur Beerdigung einer 70jährigen Schulfreundin nach Erlangen. Wir fuhren zur Beerdigung des 73jährigen Theologenfreundes nach Heidelberg, der uns im September 1999 getraut hatte ... Ich breche hier ab, es sind noch längst nicht alle meine Toten; manche sind auch in Vergessenheit geraten. Bei vielen ist die Ruhefrist auf dem Friedhof längst abgelaufen. Doch noch nicht bei mir selbst.

Vom amtlichen Trost an Sarg und Urne

Nicht berücksichtigt habe ich bisher die Toten meiner kirchlichen Funeralien, die ich gar nicht erst zu zählen begonnen habe. In der Anfangszeit der Beerdigungen, Kremationsfeiern, Urnenbeisetzungen fielen für mich vier, mitunter auch sechs Trauergottesdienste die Woche an. Ich tat sie gern, ich wurde darum gebeten, ich wurde gebraucht. Doch dann habe ich mich schließlich gefragt, was mache ich da eigentlich: »Was trägt die moderne Theologie für den Kasus Bestattung aus?« Die knappe Antwort lautet: Die Kirche hat mit der einstigen Domäne der Bestattung auch die Deutungshoheit auf den Friedhöfen verloren. Der Tod ist in die Literatur abgewandert.

Mein Amt, »der Trauer das Wort zu sagen« – wie es eine alte Frau einmal dem jungen Pfarrer abverlangte –, bestand in und aus einer empathischen Anteilnahme am Sterben eines Menschen und der Trauer um ihn und in einer eschatologischen Provokation: Ich sprach angesichts der fragmentarischen Biographie von der Abwesenheit des noch anwesenden Toten und von der Anwesenheit des vermeintlich abwesenden Gottes.

Die Tode der Toten meditieren

In den Religionen wird das Leben durch das Sterben wach gehalten. Zu dem Memento mori meiner Biographie gehört, alle diese Toten Gott zu überlassen. Auch die furchtbaren Tode mit ihren erschreckenden Bildern visualisierter Todesnachrichten aus aller Welt, die ich tagtäglich nur noch zur Kenntnis nehme. Sie versetzen mir immer noch einen Stich. Ich registriere die Toten, meditiere ihre Tode und reibe mich immer wieder an dem schier unersättlichen *Theos thanatos* – oder soll ich dogmatisch wohl zutreffender sagen – an dem *Deus absconditus*?

Ich vermag die Nachrichten-Toten nicht einfach nur den regionalen Göttern der Kriegs- und Terrorregionen zuzuordnen. Frage ich angesichts eines Unheils, das als Unglück, Mord und Terror, Krieg über Menschen kommt und für mich unter das Diktum des 5. Gebotes fällt, nach der moralischen Verantwortung der Menschen, lande ich beim *homo absconditus*. Oder bleibe ich dem psalmodierenden Grimm Gottes ausgesetzt? Ich gerate an der ihn betreffenden Stelle des Vaterunsers in große Verlegenheit: »*Dein Wille geschehe.*«

Verheißung statt Jenseitsspekulation

Gott die Toten zu überlassen hat nicht nur wesentlich mit dem Tod zu tun, ihm nicht das letzte Wort zu überlassen. Ein schöner, zu häufig gehörter Satz, dessen Ästhetik des Widerstandes ich suche. Gottes Leidensfähigkeit bedeutet mir vor allem, ihm die Toten zu überlassen, der mit ihnen noch etwas ganz persönlich vorhat. Die Menschen sind mit ihrem (Lebens)-Ende noch nicht an ihrem (Lebens)-Ziel angelangt. Ich denke dabei nicht so sehr an einen jenseitigen Heilsplan der sog. letzten Dinge. Mein Glaube sucht den Anhalt an dem im Apostolikum noch offen Bekannten im dritten Artikel. Mein Glaube vollzieht immer wieder den Paradigmenwechsel von dem Bekenntnis »*ich glaube an Gott*«, im Akkusativ, zu dem Vertrauensvorsprung »*ich glaube Dir, Gott*«, im Dativ der Beziehung – um seines Sohnes Jesus Christus willen.

► Klaus Dirschauer *Aus: Deutsches Pfarrerberblatt - Heft: 11/2015*